

Peter Freudenberger, Jahrgang 1960, ist fest in der Main-Spessart-Region verwurzelt – auch beruflich als Lokalredakteur in seiner Heimatstadt Aschaffenburg. Sein Credo: Ein Journalist darf die Menschen seines Verbreitungsgebietes durchaus etwas lieben. Der humor- und liebevolle Blick auf die Region spiegelt sich (bei aller Spannung) in den Figuren seiner Kriminalromane.

PETER FREUDENBERGER

Stiller und die unsichtbare Meute

MAIN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Meiner Mutter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/blindguard
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-357-4
Main Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Der Mord ist nicht mehr wichtig. Die Meute benutzt ihn nur noch als Vorwand für ihre Jagd auf den Täter. Wie Bluthunde, die nicht wissen, warum sie die Beute hetzen, sondern nur dem Instinkt und der Fährte folgen. Ihre eigene Mordlust treibt sie an. Sie macht den Täter zur Beute. Zum Opfer.

Die Redaktionskonferenz ist für Paul Stiller der Beleg. Nicht mehr der Mord zählt, sondern die Meute. Stiller sitzt aufrecht in der Runde. Er hat die Ellbogen auf die Tischplatte gestützt, die Hände gefaltet und wie einen Trichter über Nase und Mund gestülpt, das Kinn ruht auf den Daumen. An den Fingern vorbei betrachtet er die Szene und nimmt sich vor, sie nicht zu vergessen.

Eine Szene, die auch seine Niederlage beschreibt. Chefredakteur Rex Bausback hat ihm nach dem ersten Beitrag jede weitere Einmischung in die Berichterstattung über den Mord untersagt. Er habe genug von Stillers Eskapaden bei den früheren Mordrecherchen, so Bausbacks Begründung. Das sei »abmahnungsrelevant«. Stiller hat dem inneren Zwang widerstanden, die Wortschöpfung zu notieren.

Bausback hat Fenja Saalbach auf den Mord angesetzt. Das ist für Stiller nicht das Problem. Fenja hat gerade ihr Volontariat abgeschlossen, und er hat sie im ersten Jahr selbst ausgebildet. Sie weiß, worauf es ankommt. Er ist mit seinen Mitte vierzig gut fünfzehn Jahre älter als sie, aber sie macht mit Fleiß und Ehrgeiz seinen Vorsprung an Erfahrung wett.

Sie sitzt am anderen Ende des Konferenztischs, streicht sich die schwarze Haarsträhne, die ihr vors Auge gefallen ist, hinter das Ohr und schaut zu ihm herüber. Ich hab das nicht gewollt, sagt ihr Blick. Er zwinkert ihr aufmunternd zu. Kein Problem, was den Mord betrifft.

Es ist die Meute, die ihn reizt. Das ist anders, neu. Etwas Bedrohliches, weil die Meute die möglichen Täter zu Opfern und die Beobachter zu möglichen Tätern mutieren lässt. Weil sie etwas Unmenschliches unter der Oberfläche des Menschen durchschim-

mern lässt, wie in einem Horrorfilm, in dem sich eine schöne Frau in ein echsenartiges Raubtier verwandelt, das von innen aus ihr herausbricht.

Aber auch um die Meute darf er sich nicht kümmern. Stattdessen soll er einen Beitrag über die jüngsten Prognosen der städtischen Demografiewerkstatt liefern. Stiller bläst ärgerlich in die Hände. Er hat das Thema selbst vorgeschlagen, bevor der Mord geschehen und die Meute aufgetaucht ist. Die Demografiewerkstatt hat verschiedene Szenarien für die kommenden zwanzig Jahre in Aschaffenburg entwickelt, gestützt auf wissenschaftliche Studien. Im besten Fall stagniere die Bevölkerungszahl – die Prognose, der die Kommunalpolitik zuneigt. Im Worst-Case-Szenario werde die Stadt in zwei Jahrzehnten ganze Wohnviertel zurückbauen müssen. Eine Entwicklung, die in Halle und anderen Städten der neuen Bundesländer längst Realität ist, von der hier aber niemand hören will – und auch nicht lesen.

Die Themen sind rasch verteilt in dieser Konferenz, die sich erfahrungsgemäß noch eine gute Stunde hinziehen wird. Der Sport hat die WM in Brasilien und als lokales Zubrot die nächtlichen Fußballpartys am City-Kreisel. Die Politik einen neuen Streit der Großen Koalition, der »GroKo«, die seit einem halben Jahr im Amt ist, die Wirtschaft die Dauerkrise der südlichen Euroländer, die Kultur den Kabarettisten Urban Priol im Hofgarten-Kabarett. Und mit der Meute zieht die Online-Redakteurin Kerstin Polke das große Los.

Die Meute hat ein neues Medium gefunden, das Internet. Ein Medium, das zu ihr passt, weil es sie unsichtbar macht, unangreifbar, anonym. Unter falschen Namen hetzt der Mob gegen seine Beute in Blogs und Foren, die er als »soziale Netzwerke« bezeichnet. Hinter den Nicknames versteckt, lässt der Mob die menschliche Maske fallen. Er entlarvt, welcher Abgrund dahintersteckt, aber nicht wer.

Die Wissenschaft zieht Vergleiche zu Stammtischparolen. Doch an den Stammtischen sind Gleichgesinnte unter sich. Im Internet haben sie eine weltweite Öffentlichkeit, entflammen sie Flächenbrände, lösen sie Lawinen aus. Die Sprache hat neue Wörter dafür gefunden: Shitstorm oder Netzhetze.

Die Hetze bleibt aber nicht im virtuellen Raum des Internets. Sie wird real, wie nach diesem Mord. Peter Kleinschmitz ist bereits unterwegs, um die Realität abzulichten, Stiller hat ihm beim Weggehen neidvoll nachgeblickt. Der Fotograf soll Bilder liefern von der aufgewiegelten Menge, die in diesem Augenblick vor der Polizeidienststelle protestiert und die Herausgabe des Verdächtigen fordert. Szenen, wie sie sich in billigen Western vor dem Büro des Sheriffs abspielen. Die Meute fordert ihre Beute, es riecht nach Lynchjustiz.

Bausback blättert in den Ausdrucken, die ihm Kerstin Polke in die Konferenz mitgebracht hat. Hin und wieder zitiert er aus den Einträgen der Meute bei Facebook oder in anderen Foren. Manchmal nur wenige Worte: »Hängt ihn auf«, »Steinigt ihn«, »Erschießen«.

»Hier.« Bausback liest vor: »Sperrt ihn da ein, wo sie solche Schweine als Frischfleisch lieben.« Er schaut in die Runde. »Das ist noch harmlos. Oder da ...« Er zieht ein anderes Blatt heraus. »Jemand mit dem Decknamen Riesenmotsch schreibt: »Dieses Monster steckt seinem Opfer auch noch einen Ring an, als wär's seine Braut. Leider ist unser sogenannter Rechtsstaat viel zu weich gegen solche kaputten Kreaturen.« Ein Ring ...«, Bausback legt das Blatt zurück, »... vielleicht war es ein Ritualmord?«

Trotz seiner Enttäuschung: Stiller versteht Bausbacks Entschluss, Kerstin Polke für den Bericht über den Shitstorm auszuwählen. Das Internet ist ihr Medium, niemand im Raum kennt es besser als sie, Stiller schon gar nicht. Oft belustigt sich die Online-Redakteurin über ihn, wenn er in Telefonbüchern nach Nummern blättert, mit seinem Uralt-Handy Nokia 6210 hantiert oder sich alles ausdruckt, was er bei Internetrecherchen findet. Wiederholt hat sie ihm geraten, mit der Zeit zu gehen, sich auf moderne Medien einzulassen.

Der Verlauf der Konferenz gibt ihr recht. Stiller hat sich selbst abgehängt, er muss sich ändern. Es hat keinen Sinn mehr, sich gegen den Trend zu stemmen. Mitte vierzig – er hat noch mehr als zwanzig Berufsjahre vor sich, wenn die neue Bundesregierung bei der Rente nicht wieder zurückrudert. Und wer weiß, ob die gedruckte Zeitung nicht schon vorher von mobilen Endgeräten

abgelöst wird. Er beschließt, sich so bald wie möglich ein Smartphone zuzulegen. Und er nimmt sich vor, diese Konferenz nicht zu vergessen.

Er muss, er wird sich daran erinnern.

Eines Tages ...

»Die wollen uns hier raushaben, Paul. Entsiedeln. Du musst das lesen.«

Stiller war in eine Meldung aus dem Sport vertieft: Der frühere Präsident des FC Bayern hatte mal wieder eine Ehrung bekommen. Der Autor erinnerte beiläufig daran, dass der Mann vor zwanzig Jahren wegen Steuerhinterziehung hinter Gitter gewandert war. Stiller schob den Tablet-Computer mit den Morgennachrichten der Redaktion zur Seite und nahm den Briefbogen, den ihm Ruth über den Tisch reichte. Das Papier hatte eine amtliche Aufmachung und wirkte dadurch besonders altertümlich. Das Wort »Entsiedeln« hatte ihm schon genug gesagt. Er ahnte, was in dem Brief stehen würde, er hatte in den letzten Jahren wiederholt darüber geschrieben und sollte gerade einen weiteren Bericht zu diesem Thema abliefern.

Er räusperte sich und suchte nach einer Ausrede, sich ums Lesen zu drücken. »Ich hab's im Kreuz, ich kann nicht mehr sitzen«, unternahm er einen schwachen Versuch.

»Vergiss das Kreuz. Hauptsache, deine Augen sind in Ordnung. Da.« Ruth hielt ihm die Lesebrille hin.

Stiller setzte sie folgsam auf, strich das Papier glatt und murmelte den Text vor sich hin.

»Herzlichen Glückwunsch, Herr Stiller!

In wenigen Monaten wechseln Sie aus dem aktiven Berufsleben in den wohlverdienten Ruhestand. Sicher haben Sie auch schon über einen Wohnungswechsel nachgedacht, um den letzten Lebensabschnitt gemeinsam mit Ihrer Gattin in einem zentral gelegenen, komfortablen und barrierefreien Ambiente zu verbringen.«

»Gattin«, unterbrach ihn Ruth. »Wer schreibt denn heute noch so etwas in einem Brief?«

Wer schreibt heute überhaupt noch einen Brief?, dachte Stiller. Die Stadt griff anstelle der elektronischen Post nur noch zu solchen Mitteln, wenn es sich um etwas Ernstes handelte. Laut las er:

»Die Demografiewerkstatt im Seniorenreferat Ihres Rathauses wird Sie gern dabei unterstützen.«

Ruth geriet in Rage. »Letzter Lebensabschnitt. Barrierefrei. Seniorenreferat. Die haben sie doch nicht mehr alle!« Sie fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und raufte sie. »Da, schau! Alles noch Natur. Kaum graue Strähnen. Hier ...« Sie legte die Zeigefinger an die Augenbrauen und zog sie hoch. »Siehst du irgendwelche nennenswerten Falten? Ich gehe glatt für zehn Jahre jünger durch, oder?«

»Du siehst super aus.« Stiller betrachtete seine Frau. Egal wie alt, er fand sie attraktiv. Er dachte an Morgenröte, wie er sie im kurzen Nachthemd am Frühstückstisch sitzen sah, die Wangen leicht gerötet, darüber der rostrote Schopf. Dagegen hatte er es nach dem Aufstehen vermieden, sein eigenes Gesicht im Badezimmer-Spiegel zu genau zu erforschen. Die tiefen Krähenfüße in den Augenwinkeln, das fast weiße Haar, das er umso länger trug, je mehr es ihm oben ausging: Diesen Anblick verband er eher mit dem Begriff Morgengrauen. »Und was sagst du zu mir?«, fragte er.

Sie biss sich auf die Unterlippe und schwieg.

»Na?«

»Ein bisschen abnehmen könntest du ja mal. Und vor allem solltest du die Augenbrauen endlich stutzen.«

Stiller seufzte. Ihre Ehrlichkeit war entwaffnend. Er las weiter.

»Entgegen den damaligen Prognosen hat unsere Stadt in den vergangenen zwei Jahrzehnten ungeachtet ihrer Attraktivität einen bedauerlichen Rückgang der Einwohnerzahl erfahren. Es ist nicht gelungen, die Migrantenpotenziale auszuschöpfen – trotz großer Anstrengungen auf diesem Sektor seitens der Verwaltung. Die Eigenentwicklung der Aschaffener Bevölkerung hat ebenfalls nicht ausgereicht. Die Fertilitätsrate liegt seit über zwanzig Jahren deutlich unter der Sterbequote.«

»Vielleicht hätten sie sich auf diesem Sektor etwas mehr anstrengen sollen, die Bürohengste.« Ruth griff nach der Kaffeekanne und füllte ihre Tasse. »An unserer Fertilitätsrate lag es jedenfalls nicht. Wir haben drei Kinder.«

»Aber nur zwei Enkel.«

»Na und? Das kann man ja *uns* nicht vorhalten.«

»Soll ich den Brief jetzt lesen oder nicht?«

Sie nickte. »Lies ihn.«

»Sinkende Belegungsdichte der Haushalte, wachsende Leerstände in den Wohnquartieren und nicht zuletzt die angespannte Lage der Kommunalfinanzen machen es unmöglich, die nötige Infrastruktur zur Erschließung, Versorgung und Entsorgung aller Stadtviertel zu unterhalten. Besonders betroffen sind der Stadtteil Leider und Ihre Siedlung, die Obernauer Kolonie. Neben der Problemlage Infrastruktur droht hier zugleich eine Gettoisierung von Menschen mit Altershintergrund.«

»Jetzt kommen sie zur Sache. Weiter!«

»Als innovative und nachhaltige Stadtverwaltung stellen wir uns diesen Herausforderungen durch konkrete Antworten. Die Demografiewerkstatt hat das Entsiedlungsprogramm aufgelegt, um den Veränderungen flexibel begegnen zu können. Ziel dieses Stadtentwicklungskonzepts ist es, die betroffenen Stadtteile zu entsiedeln und später zu renaturieren. Die dadurch frei werdenden Bevölkerungspotenziale helfen mit, die Belegungsdichte und eine gesunde Generationenstruktur in den anderen, vom Rückgang weniger betroffenen Stadtteilen zu erhalten.«

»So ein Geschwurbel! Warum schreiben die nicht gleich, dass sie uns hier raushaben wollen?« Die Hand mit der Tasse schnellte in Stillers Richtung, der Kaffee schwappte gefährlich am Rand.

»Ruth!«

»'tschuldigung.«

»Die Anpassung des Immobilienmarktes an die allgemeine Entwicklung hat es der Stadtbau GmbH in den zurückliegenden Jahren ermöglicht, preisgünstigen Wohnraum in attraktiven Lagen zu erwerben und bedarfsgerecht zu renovieren. Die Wohneinheiten sind großzügig und barrierefrei gestaltet. Kurze Wege zu den Nahversorgungszentren versprechen gerade älteren Menschen mit eingeschränkter Mobilität ein Höchstmaß an Selbstständigkeit.«

»Die tun ja so, als sitzen wir schon im Rollstuhl. Vorn, in der Helenenstraße, die Engels, die sind schon über achtzig und fahren noch täglich mit dem Auto zum Einkaufen.«

Stiller ignorierte Ruths Zwischenruf.

»Wir freuen uns, Ihnen mit diesem Schreiben ein für unser aller Zukunft bedeutendes Angebot zu unterbreiten. Mit Beginn des

Ruhestands steht es Ihnen frei, Ihr Eigenheim gegen eine städtische Wohneinheit Ihrer Wahl zu tauschen. Da es sich durchweg um hochwertige Immobilien handelt, sollten Wertverluste für Sie ausgeschlossen sein. Andernfalls werden sie finanziell ausgeglichen. Ebenso übernimmt das Seniorenreferat alle Kosten, die Ihnen im Zusammenhang mit Vertragsangelegenheiten, Beurkundung, Ummeldung und Umzug entstehen.«

»Wertverlust!« Ruth lachte laut. »Unser Häuschen ist unbezahlbar. Die reden nur vom Geld. Für mich sind ganz andere Werte entscheidend. Der Erinnerungswert zum Beispiel, wer ersetzt uns den? Wir leben hier seit vierzig Jahren, die Kinder sind hier groß geworden.«

»Das stimmt.« Stiller sprach, ohne den Blick vom Brief zu lösen. »Aber hast du nicht neulich selbst gesagt, das Haus sei viel zu groß für uns beide, seit die Kinder ausgezogen sind?«

»Neulich? Das ist zehn Jahre her. Inzwischen hab ich mich dran gewöhnt. Überhaupt«, sie runzelte die Stirn, »zu wem hältst du eigentlich?«

»Ich halte zu niemandem. Ich lese nur vor.«

»Die bebilderte Auswahl der geeigneten Wohneinheiten ist im Internet unter www.demografiewerkstatt.de aufgelistet. Unter dieser Adresse finden Sie auch alle nötigen Onlineformulare, die Sie bei Interesse bitte ausfüllen. Für persönliche Beratungsgespräche stehen Ihnen unsere Servicemitarbeiter im Seniorenbüro, Pfaffengasse 9, zur Verfügung.«

Diesmal sah Stiller auf. »Ich werde keinen Fuß in einen Laden setzen, über dessen Tür ›Seniorenbüro‹ steht.«

Ruth schnitt ihm eine Grimasse. »Meinst du, ›Menschen mit Altershintergrund‹ macht es besser? Lies fertig, es fehlt nicht mehr viel.«

»Alle Interessenten nehmen an einem einmaligen Wellness-Gewinnspiel teil, gesponsert von der Bundesstiftung gesundaltern-in.de. Wenn Sie sich zur Teilnahme am Entsiedelungsprogramm entschließen, erwartet Sie außerdem ein exklusives Geschenk ...«

»Weißt du, was das für ein Geschenk ist?«

Stiller schüttelte den Kopf.

»Ein Rollator.«

»Blödsinn.«

»Doch. Ich weiß das von Frau Fischer gegenüber. Die lässt sich entsiedeln.«

»Du willst mich auf den Arm nehmen.«

»Ich?« Wieder lachte Ruth. »Paul, *die* wollen dich auf den Arm nehmen. Ein Rollator dafür, dass wir hier wegziehen. Die wollen uns raushaben, das ist alles.«

Stiller sah sie nachdenklich an. »Ist ja schon was Wahres dran. Wenn die Fischer wegzieht, sind wir die Einzigen, die am Legatplatz übrig bleiben. Im Rest der Kolonie sieht es nicht viel besser aus. Und die paar Häuser, in denen noch jemand wohnt? Wir sind hier nur noch zwei von fünf. Im Haus von Engels haben mal elf Leute gewohnt, drei Generationen unter einem Dach. Jetzt sind nur noch die beiden übrig.«

»Mich kriegt hier keiner raus«, beharrte Ruth. »Es sei denn, mit den Füßen zuerst.«

»Die Demografiewerkstatt meint es doch nur gut ...«

»Meint es gut?«, unterbrach ihn Ruth. »Was hat die Demografiewerkstatt denn schon groß getan? Von wegen ›entgegen den damaligen Prognosen‹. Die haben das vor zwanzig Jahren genau vorhergesehen – und alles nur schöngeredet. Deine Zeitung übrigens auch.«

»Ruth, das ist zwanzig Jahre her«, wandte Stiller ein.

»Du musst etwas unternehmen. Schreib einen Artikel, mach sie fertig!« Sie schob die Unterlippe vor und blies sich eine Haarsträhne aus der Stirn, wie so oft, wenn sie aufgebracht war. »Die Stadt muss dieses Entsiedelungsprogramm stoppen!«

Stiller biss sich auf die Unterlippe. Der Beitrag, an dem er gerade arbeitete – er sollte genau das Gegenteil bewirken: bei den Betroffenen um Verständnis für das Programm werben. Bausback hatte ihm das aufs Auge gedrückt, nachdem die Demografiewerkstatt bei ihm angerufen hatte. Sie brauche Rückenwind, nach anfänglichen Erfolgen gebe es »unerwartete Widerstände« gegen die Entsiedelung. Ruth war nicht die Einzige, die sich dem Druck nicht beugen wollte.

»Ruth«, setzte er an, doch seine Armbanduhr unterbrach ihn.

»Acht Uhr dreißig, Paul.« Aus dem kleinen Lautsprecher klang die Stimme wie durch Watte. »Du musst los.«

Stiller sah auf seine Smartwatch. »Du hörst es«, sagte er zu Ruth, »ich muss los, sei mir nicht böse. Lass uns heute Abend darüber reden.«

»Ja, drück du dich nur«, brauste Ruth auf. Dann besann sie sich und drückte Stiller zum Abschied.

Stiller zog die Haustür zu und hob das Handgelenk. »Hallo, Schlaumeier«, sagte er zur Smartwatch.

»Hallo, Paul«, kam es zurück.

»Gibt es Regen heute?« Misstrauisch betrachtete er den Himmel, den ein leichter Grauschleier bedeckte. Die letzten Tage waren ungewöhnlich trocken und höllisch heiß gewesen, üblicherweise folgte auf eine solche Periode ein heftiges Gewitter. »Starkregen« war der Standardausdruck dafür geworden.

»Regenwahrscheinlichkeit für Aschaffenburg: null Prozent.«

Also gut, er würde das Fahrrad nehmen. »Danke, Schlaumeier.«

»Du hast ungelesene Nachrichten.«

»Später erinnern!« Stiller tippte auf die Uhr, das Display zeigte wieder die Zeit.

Vor zwanzig Jahren – die Wörter ließen Stiller nicht los, während er durch die Obernauer Kolonie radelte. Ruth hatte recht, die Bevölkerungsentwicklung war vor zwanzig Jahren durchaus erkennbar gewesen. Es hatte jede Menge Experten gegeben, die vor dem demografischen Wandel gewarnt hatten. Aber den Menschen waren damals andere Ereignisse wichtiger.

Er versuchte, sich in diese Zeit zurückzusetzen. Das lenkte ihn ab. Vielleicht war es auch nur eine Alterserscheinung, in der Vergangenheit zu kramen. Was war los gewesen, vor zwanzig Jahren? Sicher hatte er noch keine Rückenschmerzen, dachte Stiller, dem es auf dem Rad spürbar besser ging. Dass Leute mit ihren Armbanduhr sprachen, ging damals gerade erst los, es war aber schon üblich, das Handy oder iPhone nach dem Wetter zu fragen. Die Eurokrise kam ihm in den Sinn. Griechenland, Spanien und Zypern standen damals am Abgrund, Italien und Portugal dicht hinter ihnen. In Deutschland hatte eine Große Koalition die

schwarz-gelbe Regierung abgelöst – die waren in Berlin viel zu sehr mit sich selbst und der Energiewende beschäftigt, um ernsthaft über den demografischen Wandel nachzudenken.

Da war noch was. Es hatte nichts mit der großen Politik zu tun. Er erinnerte sich an die Fußball-WM in Brasilien, aber den Sport hatte es nur am Rande betroffen. Irgendeine Sache hatte vor zwanzig Jahren in Aschaffenburg für Aufsehen gesorgt. Allmählich fiel es ihm wieder ein, schließlich hatte ihm diese Sache damals eine berufliche Niederlage beschert: der Mord im City-Parkhaus.

Stefan Rohm tritt auf das oberste Parkdeck hinaus. Es hellt schon auf, neben dem Parkhaus schiebt sich der Büroturm der City-Galerie in den blassen Morgenhimmel. Der Turm ist eines der höchsten Gebäude in der Stadt, die Hochhäuser immer vermieden hat. Nichts darf die Basilika überragen, auch nicht das sandsteinverkleidete Rathaus, das nach dem Krieg in ihrem Schatten entstanden ist. Das Stift ist die kirchliche Krone Aschaffenburgs, auf dem höchsten Punkt der Altstadt errichtet. Der Büroturm der City am anderen Ende des Zentrums ist dagegen die Krönung des Kommerzes. Er steht für den Sündenfall, schon als typische Bausünde der frühen siebziger Jahre.

Rohm lässt seinen Blick zum Schloss Johannisburg gleiten, das mit dem Stift und dem City-Turm ein Dreieck bildet. Auch das Schloss ist ein Symbol, es spiegelt den vergangenen Glanz der weltlichen Macht Aschaffenburgs. Über Jahrhunderte war es die Sommerresidenz der Mainzer Erzbischöfe, der mächtigsten Kurfürsten deutscher Nation. Jetzt ist der Glanz verblichen, die nächtliche Beleuchtung längst abgeschaltet. Schattenhaft schwebt die Silhouette der Schlosstürme in der Morgendämmerung über den Dächern der Stadt.

Darüber ringt die Nacht mit der aufgehenden Sonne. Blinzelnd morsen die Sterne letzte Lebenszeichen herab, bevor das Licht sie verschlingt. Rohm liebt die blaue Stunde hier oben unter dem freien Himmel, diese Augenblicke zwischen Dunkelheit und Tag. Es sind unwirkliche Augenblicke, die zwar die Konturen

der Gebäude und Bäume aus der Schwärze schälen, nicht aber ihre Farben. Für wenige Minuten verlöschen auch alle Geräusche, schweigt die Stadt, setzt ihr Herzschlag aus, holt sie Luft.

Zum Luftholen ist er hier. Rohm schaut auf die Armbanduhr, es ist vier und dämmt schon. Er überquert das Parkdeck, das um diese Uhrzeit fast leer steht. Er will zur Brüstung an der Goldbacher Straße. Als er sie erreicht, beugt er sich darüber und sieht hinab. Neun Ebenen unter ihm liegt die Straße. Tagsüber ist sie eine Hauptschlagader der Stadt, jetzt ist ihr das nicht anzumerken. Kein Auto ist unterwegs, der Berufsverkehr lässt noch auf sich warten. Himmlische Ruhe herrscht in der Schlucht, in der vor einer Stunde noch die Hölle tobte.

Die Goldbacher Straße ist für Fußballfans die Feiermeile der Stadt und der Kreisverkehr an der City-Galerie die Zentrifuge der Party, das Auge des Zyklons. Alle zwei Jahre, bei den Welt- und Europameisterschaften, schieben sich die Autokorsos durch die Goldbacher, am Kreisel vorbei, lassen die Staus in die Straßen hineinwachsen, die hier münden, bis nichts mehr geht und der Verkehr im gesamten Stadtzentrum zusammenbricht. So ein Hal-ligalli! Hupen hallen, Jugendliche jubeln und schwenken Fahnen aus den Fenstern der Fahrzeuge. Die Menschenmenge drängt sich auf dem Kreisel, kreischt, brennt Knaller ab und trampelt alles nieder, was die Stadt in den zwei Jahren dazwischen verzweifelt hochpäppelt.

Irgendwann hat sich das so eingebürgert. Die meisten, die mitmachen, haben nicht einmal Ahnung von Fußball. Vor zwei Jahren hat Rohm nach einem Spiel eine grölende Gruppe im Parkhaus angesprochen und gefragt, wer denn gewonnen habe, aber niemand konnte es ihm sagen. In Aschaffenburg leben hundertzwanzig Nationen. Irgendeine gewinnt immer und liefert den Grund zum Partymachen.

Dass manche Spiele der deutschen Elf bei der WM in Brasilien hierzulande erst um Mitternacht enden, wie heute, hat nichts geändert. Ab halb eins ging's da unten rund wie üblich. Rohm hat nicht den blassesten Schimmer, wer der Gegner war. Er hat mit Fußball nichts am Hut und als Mitarbeiter der Parkhaus-Security ohnedies keine Zeit, sich während des Dienstes vor den Fernseher

zu setzen. Für ihn ist die aufgeputschte Menge direkt vor dem City-Parkhaus in erster Linie ein Sicherheitsproblem.

Rohm schnauft verächtlich. Das City-Management hat für die Dauer der WM als Verstärkung ein paar schwarze Sheriffs aus dem Ruhestand zurückgeholt. Jetzt schickt es die alten Hasen da unten an die Parkhausfront, während es ihn auf die Oberdecks befördert hat. Dabei hat er mit seinen fünfundzwanzig bestimmt einen besseren Draht zu den Jugendlichen. Zugegeben, es macht ihn neidisch, wenn die Alten in der Umkleide die Storys erzählen von den angetörnten Pärchen, die in den dunklen Ecken knutschen oder fummeln oder mehr, und von den blonden Tussen, die sich in der Hitze der Nacht und der Party fast alles vom Leib reißen. Andererseits hat er auch wenig Lust, sich von Besoffenen anpöbeln zu lassen, wenn er sie daran hindern will, in den Parkhauseingang zu pinkeln oder, noch schlimmer, zu kotzen.

Einen Vorteil hat die WM in Brasilien: Höchstens zwei Stunden dauert es nach dem Spiel, dann ist der Zauber auf der Straße vorbei. Es macht halt weniger Spaß, wenn es keine Passanten gibt, die verzweifelt versuchen, sich durch das Gedränge zu quetschen, und wenn der Verkehr fehlt, den der Corso behindern könnte. Vielleicht liegt es auch daran, wie die Deutschen spielen, dass die Party so schnell aus ist. Aber das glaubt Rohm nicht – die meisten haben doch von Fußball so viel Ahnung wie er.

Mit den Feiern sind vor einer guten Stunde auch die Aus-hilfsheriffs abgezogen. Im Augenblick hat er das gesamte Parkhaus für sich allein, ein Kumpel ist im Einkaufszentrum unterwegs. Zwei Stunden noch, dann beginnt die neue Schicht.

Etwas reißt Rohm aus seinen Gedanken. Es hat geblitzt, zwei-, dreimal, irgendwo unter ihm. Er hat das Blitzen selbst nicht sehen können, aber in den Fenstern des Wohnsilos auf der anderen Stra-ßenseite den leichten Lichtreflex wahrgenommen. Er beugt sich noch weiter über die Brüstung, so weit, wie es das Gitter zulässt, das Lebensmüde vom Springen abhalten soll, und schaut an der Fassade des Parkhauses hinab. Er sieht nichts, nichts Auffälliges oder Ungewöhnliches.

Schräg unter ihm liegt der Seitenausgang zur Goldbacher Straße. Da bewegt sich etwas. Eine Gestalt verlässt das Parkhaus,

ein Schatten nur, schaut rasch nach beiden Seiten und geht dann Richtung Feierkreisel davon. Rohm sieht die Gestalt nur von oben. Er meint, es ist ein Mann. Er meint, er ist blond. Aber es liegen neun Parkhausebenen zwischen ihnen, und die Gestalt läuft schnell. Auf der Höhe vom früheren »Oscar«, das inzwischen »O-19« heißt, verschwindet sie aus seinem Blickfeld. Rohm weiß nicht, ob sie in die Elisenstraße zum Bahnhof abgebogen oder weiter in die Stadt gelaufen ist. Er kneift die Augen zusammen, um besser sehen zu können, aber die Straße ist wieder leer.

Er schaut noch einmal hinunter zum Seiteneingang. Niemand sonst ist zu sehen. Er überlegt. Wo ist der Mann hergekommen, wenn es einer war? Rohm hat kein Auto durchs Parkhaus fahren hören. Er hört das in den stillen Morgenstunden über drei, vier Ebenen hinweg. Vielleicht hat jemand weiter unten geparkt. Aber es ist auch kein Auto ins Parkhaus hineingefahren, jedenfalls nicht, seit er hier an der Brüstung steht. Wer in das City-Parkhaus will, muss durch die Goldbacher Straße, er hätte das mitbekommen.

Hat sich jemand an den geparkten Autos zu schaffen gemacht? Unwahrscheinlich. Alle Ebenen sind videoüberwacht, die Kameras liefern die Bilder direkt in die Zentrale im Büroturm, die immer besetzt ist. Rohm löst das Funkgerät vom Gürtel. »Zentrale von S 1«, sagt er, »bitte kommen.«

Das Funkgerät knarzt. »Zentrale hier. Kommen.«

»Eben ist wer aus Eingang zwo auf die Goldbacher raus. Einzelne Person, ziemlich eilig. Hast du jemand auf dem Schirm gehabt?«

»Fehlanzeige.«

»Sicher?«

»Glaubst du, ich penne?«

»Natürlich nicht.« Rohm weiß jedoch, wie schwierig es ist, alles im Blick zu behalten. Es gibt elf Monitore, für jedes Deck einen. Aber nachts schaltet die Zentrale mehrere Decks auf einen Monitor, entsprechend klein sind die Bilder. »Ich frag ja nur, weil definitiv jemand raus ist.«

»Und ich habe definitiv niemand gesehen. Mach lieber deinen Rundgang, statt da oben rumzuhängen«, kommt es im Offizierston zurück. »Ich hab schon gedacht, du wolltest springen. Ende.«

»Ende von S 1.« Rohm schiebt das Funkgerät wieder in die

Lasche am Gürtel. Er schaut noch einmal zum Seiteneingang hinunter, dann dreht er sich um und lehnt sich gegen die Brüstung. Wenn der Unbekannte wirklich auf keinem Parkdeck war, kann er sich nur im Treppenhaus aufgehalten haben. Die Stiege ist nicht überwacht, weil am Seiteneingang keine Kassenautomaten stehen. Es gibt da unten nur die Knopfkamera der Gegensprechanlage für Notfälle, die schaltet sich aber erst ein, wenn jemand die Ruftaste drückt.

Was will einer im Treppenhaus? Vielleicht knutschen, sagt sich Rohm und spürt ein leichtes Kribbeln. Aber dazu gehören zwei. Also eher pinkeln. War vielleicht auf dem Heimweg von einer WM-Fete, zu viel Bier, hält es nicht mehr aus ... Doch die Straße war leer. Da hätte der schmale Pflanzstreifen am Parkhaus auch gereicht für jemand, der sich erleichtern will.

Außerdem war da noch etwas. Das Blitzen! Es hat geblitzt, und das muss etwas mit dem Unbekannten zu tun haben. Rohm geht zum Treppenhaus, das zum Seiteneingang hinunterführt. Er wird nachsehen.

Stiller war froh, als er das Zentrum hinter sich hatte. Die Stadt hatte das Radwegenetz gehörig ausgebaut, gleich nach der Fertigstellung der Ringstraße, damals ein Jahrhundertereignis, das nun auch schon wieder über zwei Jahrzehnte zurücklag. Dennoch war die Fahrt durch die Innenstadt für ihn als Fahrradfahrer zum Abenteuer geworden. Vielleicht lag es daran, dass er ins Rentenalter kam, ganz sicher aber hatte es damit zu tun, dass er in einer anderen Zeit groß geworden war. Früher hatte ihn das Motorengeräusch gewarnt, wenn sich von hinten oder aus einer Seitenstraße ein Auto näherte. Heute tauchten die E-Mobile völlig unerwartet auf, sausten fast lautlos vorbei und machten es den Radlern unmöglich, die Fehler der Autofahrer rechtzeitig zu bemerken.

In der Straße durch das Industriegebiet an der Aschaff schien noch alles wie einst. Dröhnende Lastzüge drängten sich vor den Speditionen und der Wellpappenfabrik. Ihre Zahl hatte trotz des Einsatzes der Gigaliner kaum abgenommen. Und Brennstoffzellen

leisteten sich nur die deutschen Logistikunternehmen. Die osteuropäischen bevorzugten Biodiesel oder synthetischen Sprit. Die grauen Abgaswolken schienen umso stärker zu riechen, je seltener sie im übrigen Verkehr geworden waren. Stiller dachte an Feinstaub und hielt den Atem an, während er sich durch die Kette der Transportriesen schlängelte und schließlich aufs Verlagsgelände abbog.

Der Parkhausmord war Stiller während der Fahrt nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Die Kripo hatte den Fall damals abgeschlossen, doch für ihn war die Sache nie richtig aufgeklärt gewesen, so viel wusste er noch. An die Details erinnerte er sich kaum, wohl auch, weil er nicht darüber hatte berichten dürfen. Bausback hatte das verhindert.

Lag der Mord wirklich genau zwanzig Jahre zurück? Dann wäre das ein schöner Anlass, den Fall aus dem Archiv zu kramen und die Leser daran zu erinnern. Bausback liebte derartige Rückblicke. Sie seien »kompetenzrelevant« für die lokale Presse, wie er es nannte. Kein anderes Medium sei in der Lage, vergangene Ereignisse aus der Region vergleichbar umfassend und fundiert aufzuarbeiten, egal ob auf Papier, in der Online-Ausgabe oder auf den diversen Endgeräten.

Stiller gab ihm recht. Schließlich war das Zeitungsarchiv einmalig – digital oder, ja, das existierte noch, auf Papier. Wenn sich daraus Kapital schlagen ließ durch vermehrte Zugriffe auf die unterschiedlichen Netzprodukte und die gedruckte Ausgabe, die immerhin noch zweimal pro Woche erschien – warum nicht? Dennoch war er skeptisch, ob er Bausbacks Zustimmung bekommen würde, den alten Fall neu aufzurollen. Vielleicht konnte er das Gespräch noch etwas hinauszögern, um sich eine Strategie zu überlegen. Andererseits: Was sprach dagegen? Er hatte nicht vor, sich in irgendwelche Ermittlungen einzumischen, er wollte nur auf einen längst abgeschlossenen Fall zurückblicken.

Der Fahrradparkplatz am Verlagshaus war mit Pedelecs und E-Bikes überfüllt, ein paar von ihnen hingen an der Stromzapfsäule. Stiller schob sein altes Gudereit-Modell dazwischen. Wenn es regnete, sah es hier anders aus. Der junge Juni bescherte der Stadt einen Frühsommer wie aus dem Bilderbuch, seit Jahren hatte es das nicht

mehr gegeben. Die Sonne hatte den üblichen Grauschleier vom Himmel gebrannt, der jetzt tiefblau glänzte. Stiller hatte Schweißflecken unter den Achseln. Die anderen Radler sahen bestimmt nicht anders aus, tröstete er sich.

»Sie haben wieder nicht abgeschlossen«, begrüßte ihn der Pförtner vorwurfsvoll. Der Mann war der lebende Beweis, dass sich manche Dinge einfach noch nicht online über Smartphones und Uhren abwickeln ließen.

»Der alte Bock kommt bestimmt nicht weg«, gab Stiller zurück. »Schon gar nicht unter Ihren wachsamen Augen. Ist der Häuptling schon oben?«

»Welcher?« Der Pförtner setzte eine unschuldige Miene auf.

Bausback hatte die zurückliegenden Reformen genutzt, um vor allem eine Abteilung auszubauen: die Chefredaktion. Immerhin hatte er für eine ausreichende Auswahl an Nachfolgern gesorgt, wenn er in drei Jahren ausscheiden würde.

»Der Häuptling«, feixte Stiller.

»Ach *der*. Nö, heute noch nicht gesehen.«

Stiller verkniff sich ein »Gut«, steuerte aber sichtlich beschwingt den Newsroom an. Wenn Bausback nicht im Haus war, musste er nicht gleich mit der Idee herausrücken, einen Rückblick auf den Parkhausmord zu schreiben. Er würde sich erst einmal in Ruhe die nötigen Infos im Archiv zusammenklauben.

Im Newsroom standen die Fenster auf Durchzug und die meisten Deskplätze leer. Immer mehr Producer arbeiteten von zu Hause aus. Stiller hasste das Homeoffice und die Online-Konferenzen, zumal er zu Hause kein ausreichend schnelles Netz hatte. Die Obernauer Kolonie war für die Telekommunikationsunternehmen ein hoffnungsloser Fall, sie würde nie ein Glasfasernetz bekommen. Wie war das gleich? »Wachsende Leerstände in den Wohnquartieren und die angespannte Lage der Kommunalfinanzen machen es unmöglich, die nötige Infrastruktur zu unterhalten«, zitierte er den Brief der Stadt.

Jemand hinter ihm unterbrach ihn: »Was sagst du? Redest du wieder mit dir selbst?«

»Nein.« Stiller drehte sich verlegen um. Er hatte Kleinschnitz sofort erkannt. »Du hörst Stimmen.«

»Das wäre mir neu. Jedenfalls, wenn es um Stimmen geht, die von Kommunal финанzen und Infrastruktur faseln.« Kleinschnitz saß lässig auf einer Tischkante und spielte mit einer Kamera herum. Er war älter als Stiller, hatte aber noch ein paar Berufsjährchen drangehängt – für die Bonusrente. Angeblich könne er sich sonst sein Hobby nicht leisten: Er fuhr noch immer seinen Buick, der inzwischen klappriger wirkte als er selbst. Kleinschnitz hatte den Oldtimer zwar für Biosprit umrüsten lassen, doch auch der war sündhaft teuer – wie alles, was einfach nur verbrannt wurde, um Energie zu erzeugen. Auch die Ersatzteile waren kaum noch legal zu bekommen und erst recht nicht zu bezahlen.

Veit, der Blattmacher am Regiodesk, winkte Stiller zu sich. »Hab ich da was von Infrastruktur gehört? Du, also wenn es um deinen Beitrag über den Stand des städtischen Entsedelungsprogramms geht – den könnte ich echt gut gebrauchen.« Kollegial legte er Stiller die Hand auf die Schulter. »Schreibst du schon mal den Teaser fürs Netz?«

Stiller schluckte. Er hatte die Wahl, es sich mit der Redaktion zu verderben oder mit Ruth. Er entschied sich für die Redaktion, mit der teilte er nachts nicht das Bett. »Ich glaube, ich muss das Thema abgeben«, sagte er. »Ich stecke da plötzlich mit drin. Das kommt nicht gut an.«

Schlagartig sank die Laune des Blattmachers, seine Hand verwandelte sich in eine Klaue, die sich in Stillers Schulter krallte. »Das kommt nicht gut an«, äffte er ihn nach. Stiller kannte ihn, seit er als Volontär zur Zeitung gekommen war. Jetzt hatte er es weit nach oben geschafft und sah auf die älteren Kollegen herab. »Weißt du, was nicht gut ankommt? Wenn jemand seine Themen nicht abliefern, das kommt nicht gut an.«

Am Nachrichtentisch hoben sich ein paar Köpfe und drehten sich in ihre Richtung.

»Ich versteh schon, was du meinst«, sagte Stiller freundlich. Erfolglos versuchte er, mit einem Schulterzucken die Hand des Blattmachers abzuschütteln. »Aber ich muss passen, Veit. Ich schreibe keine Beiträge in eigener Sache.« Er zögerte. »Dafür hab ich vielleicht ein anderes Projekt.«

»Und das wäre?« Veit ließ den Blick über die Häupter der

Producer schweifen, die sich rasch wieder ihren Bildschirmen zuwandten.

»Ich muss das zunächst mit Bausback besprechen.« Stiller trat den Rückzug an.

»Der kommt heute erst später.«

Stiller breitete entschuldigend die Arme aus.

»Und wie, bitte, füttern wir hier die Kanäle?« Der Blattmacher lockerte den Klammergriff. »Ich brauche was Spannendes.«

»Du hast doch noch meinen Beitrag über die Kommunal финанzen. Also ich find den spannend.«

Kleinschnitz brach in heftiges Husten aus.

Veit warf ihm einen angeekelten Blick zu. »Jetzt kommen die schon zum Sterben hierher«, grummelte er. »Und was die Kommunal финанzen betrifft: Solche Beiträge sind die Sargnägel für unser modernes Medienhaus. Du bist Reporter, schau zu, dass du mit einer ordentlichen Story überkommst.« Seine Klaue öffnete sich vollends, wurde wieder zur Hand, die Stiller mit einem gnädigen Winken entließ.

Im Flur beruhigte sich Kleinschnitz wieder. »Kommunal финанzen, spannend ... Und dich hat man früher mal als Themensau bezeichnet. Du hast was anderes vor, stimmt's? Raus mit der Sprache, was ist das für ein ominöses Projekt?«

Stiller sah ihn von der Seite an. »Erinnerst du dich noch an den Parkhausmord?«

»Parkhausmord?« Kleinschnitz runzelte die Stirn, was ihm, ähnlich wie Stiller, nicht sonderlich schwerfiel. »Da klingelt was. Aber das ist doch ewig her.«

»Zwanzig Jahre. Glaub ich. Wär doch eine gute Gelegenheit für einen Rückblick.«

Kleinschnitz pfiff durch seine großen Zähne. »Verstehe, du willst dich revanchieren. Natürlich erinnere ich mich! Bausback hat dich damals nicht rangelassen an die Story. Hat dir die schöne Fenia vorgezogen. Ach ...« Er blieb stehen und hielt Stiller nun auch an der Schulter fest, die noch vom Klammergriff des Blattmachers schmerzte. »... sicher musst du diese gute Gelegenheit nutzen, um dich mal bei ihr zu melden, was?«